

# Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich dem Freunde des Hauses hingibt, welcher Freund hierauf sein Bankdepositum zur Verfügung stellt, so dass die Finanzkrisis beschworen werden kann. Das Benehmen der Frau weckt dann aber in dem Bankdirektor Verdacht; er beginnt zu inquiren, lässt sich von seinem Freunde, ja sogar von seiner Gattin das Ehrenwort geben, dass die finanzielle Hilfe keine unsaubern Grundlagen gehabt habe, wird aber selbst dann seinen Argwohn nicht ganz los und bringt es auf diese Weise dazu, dass schließlich die Frau ihm klipp und klar sagt: ja, ich habe meinen Leib zum Opfer gebracht. Aus Liebe zum Gatten, einzig deshalb habe sie den Schritt getan, und das Recht hiezu will sie sich nicht bestreiten lassen. Wie sie nun inne wird, dass dieses Motiv bei dem Gatten keineswegs verfängt, geht sie aus dem Leben; aus dem Mund des Freundes aber, der in so niederträchtiger Weise seine Hilfe sich hat bezahlen lassen, erfährt zum Schluss der Bankdirektor, dass seine Frau für den Freund, dem sie sich hingab, wirklich nichts übrig gehabt hat.

Der Pelikan gibt, nach sinnvoller Legende, sein Blut als Nahrung für seine Kinder. Die Bankdirektorfrau gibt ohne Liebesempfinden dem Freund des Hauses ihren Leib, damit er dem Gatten finanziell helfe. Der Pelikan stirbt nach seiner Liebestat mit stillem Anstand. Die Bankdirektorfrau glaubt in ihrer Ehe weiterleben zu können, wenn nur nichts von ihrem Opfer durchschwitzt. Dabei hat sie aber nicht einmal so

viel Kraft, um die Meldung von der Rettung ihres Gatten durch seinen Freund mit ruhiger ( gespielter) Fassung anzuhören, sondern sinkt bei der Nachricht in Ohnmacht, woraus sich dann der Argwohn des Gatten nicht unverstündlich entwickelt. Mit falschem Ehrenwort, Abreise des sogenannten Freundes, besser Leibeswucherers, hofft sie die Sache einrichten zu können; als ob für eine edle Frau die Erinnerung an dieses Vergangene mit alledem bleibend aus der Welt, aus *ihrer* Seelenwelt sich schaffen ließe — selbst wenn der Gatte so generös wäre, seiner Frau völlige Absolution zu erteilen. Kaibel hätte, statt in seinem kühl errechneten Drama aus der Frau eine Heroine machen zu wollen, den notwendigen Prozess der Zersetzung der Ehe durch dieses Opfer der Frau darstellen sollen. Der Zersetzung nicht nur durch den nie völlig zu beschwichtigenden Argwohn des Gatten, der den Zugang zu dem reinen Motiv des Opfers nicht zu finden vermag, sondern vor allem durch die Einsicht der Frau, dass sie durch ihre Tat der Hingabe, so ethisch hoch und berechtigt sie ihr erscheinen mag, sich aus den geltenden Satzungen und Ordnungen herausgestellt hat. Gerade aus solchen Konflikten einer individuell höhern Sittlichkeit und Seelennorm mit dem die soziale Sitte regelnden allgemeinverbindlichen Gesetz und Recht — gerade aus ihnen pflegen mit von den tiefsten tragischen Wirkungen zu resultieren.

H. TROG



## NEUE BÜCHER



P. A. CLASEN. *Der Salutismus*. Eine sozialwissenschaftliche Monographie über General Booth und

seine Heilsarmee. — Schriften zur Soziologie der Kultur, Bd. II. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1913.

Das erste rein wissenschaftliche Werk über die Heilsarmee, mit 314 Seiten Text, vier großen Tabellen und einem Sachregister und daher schon bedeutungsvoll genug. Dazu von einem Mann von Herz und Geist und umfassender Bildung geschrieben, der nie lang oder langweilig wird und dem man stets mit Vergnügen folgt.

Wir vernehmen da, wie und warum die Heilsarmee nicht demokratisch sondern autokratisch organisiert ist, trotzdem sie aus der untersten Volksschicht kommt und für die unterste Volksschicht wirkt. Und weiter erfahren wir, dass die Heilsarmee keine besondere Dogmatik besitzt, sondern alle Konfessionen brüderlich umfassen will, wie sie aller Staatsgrenzen nicht achtet. Hingegen sind die sittlichen Forderungen der Heilsarmee sehr streng, jedoch ohne Kopfhängerei und Askese im mittelalterlichen Sinn; es wird sich niemand erinnern, je einen brummigen oder unsaubern Salutisten gesehen zu haben.

Aus der Geschichte der Ausbreitung der Heilsarmee sei hier besonders betont, dass sich kein Pöbel der Welt so pöbelhaft gegen sie benahm als der schweizerische, und zwar haben sich deutsche und welsche Schweiz hierin nichts vorzuwerfen. Es ist zwar bei uns verpönt, von Pöbel zu sprechen; aber wenn man liest, wie schweinisch sich ein großer Teil unseres Volkes vor dreißig Jahren gegen die Heilsarmee (oder vor wenigen Monaten bei einem Skandalprozess in Zürich) zeigte, kommt man zur Überzeugung, dass die bildungs- und volksrechtsstolze Menge immer noch auf der Kippe zum Barbarentum steht und sich von der Meute, die Hexen verbrannte, nur durch einen leichten Firnis unterscheidet. Und das Schlimm-

ste ist, dass unser Pöbel leicht eine Regierung findet, die seinen Instinkten schmeichelt. Als am 1. Februar 1883 das Hauptquartier der Heilsarmee in Genf auf Anstiften und Bezahlung von Bordellinhabern gestürmt wurde, suspendierte der Staatsrat nicht etwa die Bordelle, sondern die Übungen der Heilsarmee. „Mit Pfeffer, Schmutz, Peitschen, auch oft mit Dolchstichen, einmal mit einer Feuerspritze (das geschah, wenn ich mich nicht täusche, im Kanton Zürich, A. B.) und ein andermal sogar mit Dynamit rückte man den Salutisten zu Leibe. Einen jungen Mann wies man vom Staatsexamen zurück, weil er Salutist sei; einen andern brachte man aus demselben Grunde ins Irrenhaus; aber der Direktor weigerte sich nach einigen Tagen, in diese Freiheitsberaubung einzuwilligen“. In Zürich beschloss die Polizei, die „Übungen“ der Heilsarmee als Schaustellungen zu betrachten und den leitenden Salutisten in Strafe zu nehmen, weil er keinen Erlaubnisschein hatte. Zwei Polizeimänner zertrümmerten an einem Sonntagmorgen mit der Axt die Türe, hinter der die Salutisten beteten. In Appenzell wollte man noch 1888 den Jesuitenparagraphen gegen die Heilsarmee anwenden. Wenn das sich alles nun heute so sehr geändert hat, dass die Behörden in Zürich die Heilsarmee unterstützen und ihr an Sonntagnachmittagen fast ganz die Stadt ausliefern, so befreit uns das nicht von der Schande des Geschehenen. Sie ist um so größer, als die Heilsarmee selbst überall eine merkwürdige Anpassungsfähigkeit und Toleranz gezeigt hat und auf die Sinnesart jedes Volkes liebevoll eingegangen ist.

Das Buch enthält eine eingehende Geschichte aller großen cha-

ritativen Bestrebungen der katholischen, protestantischen und anglikanischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert mit einer gründlichen Studie über die sozialen Verhältnisse Englands, die den Boden für die Heilsarmee schufen. Ferner eine Geschichte des Lebens und der einzigartig idealen Ehe von William Booth; und nur wer dieses Leben nicht kennt, wir es dem Verfasser übel nehmen, dass er es mit dem Wirken Leo Tolstois in Parallele setzt.

Was aber ganz besonders lehrreich ist, sind die Reformpläne der Heilsarmee mit ihrer Ausführung; es ist erstaunlich, wie kaufmännisch klug der General und sein Stab alles anpackten, wie wenige seiner Gedanken nicht ins Werk gesetzt werden konnten. Man kann der Heilsarmee den Ruhm nicht absprechen, dass sie die der modernen Weltwirtschaft am besten angepasste Form christlicher Fürsorge zu finden gewusst hat. Wie viele krumme Existenzen sie wieder grade gemacht hat, darüber fehlt leider eine Übersicht. Nur beiläufig erfahren wir, dass bis 1912 über 52 000 Dirnen durch die Heime der Heilsarmee gerettet worden sind, dass sie bis zum gleichen Jahr 70 000 aus dem Schlamm der Großstadt aufgelesene Menschen als Farmer nach Kanada oder Australien geschickt hat, nicht ohne sie vorher auf der Farmkolonie in Essex seelisch aufzurichten und auf den neuen Beruf vorzubereiten. Wenn man da alle Arbeit auf der Straße und in Nachtsylen, bei der Nachforschung nach Vermissten und auf den Beratungsstellen für Lebensmüde — hier kommen fast bloß Angehörige der gebildeten Stände in Betracht — auf ihre Früchte schätzen will, werden wohl durch die Heilsarmee weit über eine Million Men-

schen äußerem und innerem Schmutz und der Verzweiflung entrissen worden sein.

Das alles muss jedermann mit gewaltigem Respekt erfüllen. Wenn wir der schweizerischen Heilsarmee etwas ins Wunschbuch schreiben dürfen, so ist es lediglich die Bitte, nicht mehr gar so schlechte Musik zu machen. Hier ist sie allzusehr Albions Tochter geblieben, des „Lands ohne Musik“, wie es Oscar H. A. Schmitz in einem lehrreichen und lustigen Buche genannt hat, das vor wenigen Wochen herausgekommen ist<sup>1)</sup>. Der Engländer liebt ja die Musik sehr, was gegen diesen Buchtitel zu sprechen scheint; es ist ihm aber jedes Sensorium zur Unterscheidung von guter und schlechter Musik versagt geblieben. Und daher muss ein Musikbetrieb nach englischem Muster viele feinfühlige Menschen von der Heilsarmee abstoßen. Bei den Sympathien, die sie heute allgemein genießt, sollte es ihr aber leicht gelingen, der immerhin nicht unbedeutenden musikalischen Kultur unseres Volkes etwas näher zu kommen.

A. B.

\*

FRANZ XAVER BRONNER, *Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit*. Von ihm selbst erzählt. 2 Bände. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Franz Xaver Bronner, der als Kind armer Leute zur Zeit, als man dort die schwarmseligen Barockkirchen baute, in Klosterschulen der schwäbischen Donaugegend studierte, der in Donauwörth Benediktiner ward, von dort entfloh, um in Zürich Notensetzer zu werden und sich in den Kreis um Salomon Gessner einzuleben, der sich dann nach Augsburg zurücklocken lässt und dort

<sup>1)</sup> Verlag Georg Müller, München.

gegen alle Versprechungen nur im kirchlichen Verwaltungsdienst verwendet wird, ein zweites Mal nach Zürich entflieht, im Elsaß zur Zeit der Schreckensherrschaft Pfarrer werden will und schiffbrüchig wiederum nach Zürich kommt, um die Schweiz fürder nur noch für einen sechsjährigen Aufenthalt in Russland, wo er Professor in Kasan war, zu verlassen, gehört eigentlich fast der schweizerischen Literaturgeschichte an. Seine *Fischergedichte und Erzählungen*, 1781, seine *Neuen Fischergedichte*, 1794, erschienen in Zürich, und er starb im Alter von 92 Jahren 1850 in Aarau, wo er Rektor der Kantonsschule, Kantonsbibliothekar und Staatsarchivar war. Auch diese Erinnerungen erschienen in drei Bänden 1795 bis 1797 und in zweiter Auflage 1810 in Zürich; die vorliegende Neuauflage ist hauptsächlich um lange Gebete und Reflexionen verkürzt worden. Wer Zürichs literarisches Leben im achtzehnten Jahrhundert erforscht, findet viel Bemerkenswertes darin.

Was aber mehr als geschichtliche Belehrung, was hohen poetischen Genuss in Fülle bietet, sind Bronners Kindheitserinnerungen. Trotz den überreichen Prügelernten, die er einheimste und die als Komplementärfarbe zum zierlichen Rokoko damals zu den Alltäglichkeiten gehörten, bot ihm sein Landbubenleben eine solche Fülle glücklichen Erlebens, wie sie der moderne Stadtmensch fast nicht ohne Neid lesen kann. Und das ist so farbig und wahr erzählt, dass man geradezu an die ersten Kapitel des *Grünen Heinrich* erinnert wird. Hier ist keine Spur der biedermeirigen Tugendbimmelmelei zu finden, die sich sonst oft recht verdrießlich in dem Buche breit macht; die ganze Verbiegung

des Sinneslebens, die Bronner in seiner Mönchszeit erlitt, verschwindet, wo er auf seine Jugend zu sprechen kommt.

Auch wer sich für die Geheimbünde des achtzehnten Jahrhunderts interessiert, für die Illuminaten und Freimaurer, dem fließen reiche Quellen in diesem Buche. A. B.

\*

KARL HENCKELL, *Hundert Gedichte*, Auswahl des Verfassers. Mit einer Selbstbiographie des Dichters. Hesse und Becker, Verlag, Leipzig.

In der Sammlung Deutscher Lyriker von Hesses Volksbücherei, in der vor kurzem Gottfried Kellers Gedichte von Eduard Korrodi und Conrad Ferdinand Meyers Gedichte von Anna Fierz erläutert erschienen sind, kommt nun ein billiges Bändchen Henckell heraus; statt der Einführung eines Literarhistorikers ist ihm eine Selbstbiographie des Dichters beigegeben, was beides, einen Gewinn und einen Verlust bedeutet.

Henckell lebte in den achtziger und neunziger Jahren in Zürich, wo er kein Fremder blieb. Er gab damals lyrische Flugblätter heraus, die er, wenn ich nicht irre, *Sonnenblumen* nannte; besonders die Jugend war ihm für diese angenehme Einführung in die Lyrik der werdenden Zeit dankbar.

Es ist kennzeichnend für die Jahrzehnte, in denen sich Henckell entwickelt hat, dass der Künstler in ihm nie mit dem Dichter Schritt halten konnte. Es gebricht ihm nicht an dichterischen Gedanken und Bildern, nicht an Schwung und Tiefe. Aber so gern man in diesen Gedichten blättert, manchmal greift man doch zur Stuhllehne. Wenn es zum Beispiel heißt:

Wo von Kai zu Kai die breite  
Mondesleuchtbahn streift . . .



wo es doch auch etwa mit dem Worte Bord gegangen wäre. Oder wenn der Großstadtjunge träumt:

Wenn dort Jesus stände  
Wo der Schutzmann steht . . .

Oder wenn man ein etwas schwatzhaftes Gedicht über das Ausbaggern eines Flusses mit der moralischen Nutzenanwendung liest.

Wenn man die schönsten Rosinen aus diesem Bändchen herausklauben will, verfällt man immer mehr auf einzelne Strophen als auf ganze Gedichte. So etwa

Wie sangen die Vögel der Jugend so süß  
In Goldregen und Syringen!  
Der Traum schlug um mich sein Zaubervließ.  
So hört' ich sie nie mehr singen.

Was ist meinen armen Ohren geschehn  
Seit jenen taufrischen Tagen,  
Dass die Nachtigallen nicht mehr so schön  
Und matter die Drosseln schlagen?

.....  
Mir wird zumute ganz wunderbar  
Wie einem Kind auf der Wiese:  
Ist denn das alte Märchen wahr  
Vom verlorenen Paradiese . . . ?

Die andere Hälfte des Gedichts legt man gern als überflüssig und überdeutlich beiseite. Und bei dem ganz prächtigen Gedicht *Nachtigallen am See* mit dem sehnsüchtigen Wechselsange kann man es dem Dichter nicht verzeihen, dass er am Schluss ganz sinnlos den Rhythmus abbiegt. Da hat doch die Formfexerei der Modernsten auch ihr Gutes, wenn sie auch weit laufen können, bis ihnen Stücke wie das *Torenlid* „Ich bin der Herr von Unverstand“ und *Die Dirne* gelingen.

A. B.

\*

MAX HOCHSTAETTER. *Essai sur Romain Rolland*. Genève, Georg; Paris, Fischbacher.

M. Romain Rolland est un des écrivains les plus aimés et les plus lus dans notre pays. Nous tirons

de cela quelque vanité, et nous avons raison. Nous pouvons aussi affirmer notre indépendance littéraire, notre bon goût, notre mépris de la mode; car *Jean-Christophe*, nous ne manquons point d'y insister, rencontra des amis au bord de notre lac, avant qu'il en eût rencontré beaucoup sur les bords de la Seine. Mais, pour répéter un vieux proverbe, une hirondelle ne fait pas le printemps, et nous devrions bien souvent renouveler ce bel élan d'indépendance qui nous fit adopter Romain Rolland, en adoptant un peu Elémir Bourges, Rosny aîné, Marcel Barrière ou Louis de Robert.

Bref, M. Romain Rolland a rencontré chez nous beaucoup d'amis et quelques biographes. M. Paul Seippel lui a consacré tout un livre et M. Max Hochstaetter toute une brochure de soixante pages.

M. Hochstaetter dans cet *Essai sur Romain Rolland*<sup>1)</sup> s'avère un admirateur passionné du romancier de *Jean-Christophe* et, je crois, admirateur quelque peu intransigeant. Voyez par exemple: M. Paul Souday, du *Temps*, ayant formulé quelques critiques touchant la composition de *Jean-Christophe*, et son „anti-intellectualisme“, M. Hochstaetter suppose immédiatement que le critique du *Temps* n'en a compris „ni la noblesse ni la beauté“ et il „est prêt à l'en plaindre“. M. Hochstaetter est un de mes intimes. Il me permettra de lui dire qu'il exagère un peu, et que les remarques de Paul Souday ne sont pas absolument dénuées de fondement. Je crois comme M. Souday que M. Romain Rolland est un merveilleux peintre de l'amour et de l'amitié, mais je crois aussi comme

<sup>1)</sup> Un fragment de cette étude a été publié dans *Wissen und Leben*, le 1er janvier 1914, année VI, cahier 7.

lui qu'il se méfie de l'élément intellectuel. Il ne faudrait point cependant se méprendre sur les mots. M. Romain Rolland est un intellectuel. Prétendre le contraire ferait sourire. Il ne s'agit pas de cela. Il est évident, par contre, que M. Romain Rolland donne le pas au sentiment et à l'instinct, sur le cerveau et sur l'intelligence. M. Rolland est à l'antipode d'un Goethe ou d'un Meredith. M. Paul Souday n'a pas dit autre chose que M. de Traz dont M. Hochstaetter cite également l'opinion. Il constate un fait, mais cela n'implique point qu'il méconnaisse la noblesse et la beauté de l'œuvre. J'avoue que „la belle étude vibrante d'enthousiasme de Mme Ellen Key“ est à mon sens un peu naïve. Les pages les plus justes que l'on ait écrites sur *Jean-Christophe* me paraissent être d'une part celles d'Albert Thibaudet, et d'autre part celles d'André Beaunier.

La brochure de M. Max Hochstaetter est extrêmement claire, et d'une très grande utilité pour tous ceux qui veulent connaître mieux le remarquable écrivain, le beau romancier d'*Antoinette*, des *Amies* et de *Dans la maison*.

Ce qui est incontestable, c'est que l'œuvre de Romain Rolland ne doit rien qu'à elle-même, à son mérite propre, à sa puissance d'enthousiasme et de rayonnement. On doit l'admirer, on peut même l'admirer dans ce qu'elle a de réellement beau, de réellement neuf, sans pour cela abdiquer du droit d'en critiquer l'esthétique, parfois discutable dans l'ensemble, bien que les détails en soient souvent admirables.

Ce qui fait, je le crois sincèrement, l'impérissable valeur de *Jean-Christophe*, ce n'est point *la Foire sur la Place*, ce pamphlet parfois si

juste, mais dont le défaut est d'être intercalé dans un roman au lieu d'être un recueil d'articles de journal, ce n'est point „le système“ que l'auteur s'efforce d'établir, mais sa partie purement romanesque et psychologique, et sa merveilleuse intelligence de la France, du Français, de la femme française, de la mission et du rôle de la France. C'est malheureusement ce que la plupart des fanatiques admirateurs qu'il a chez nous voient le moins. Je ne parle bien entendu ni de M. Paul Seippel ni de M. Hochstaetter qui ont lu Romain Rolland comme on doit le lire. On a parlé des origines germaniques de *Jean-Christophe*, on l'a comparé aux romans anglais et aux romans russes. Pourquoi? *Jean-Christophe* n'est pas un roman, mais une série de romans. Et d'ailleurs ni les Allemands — qui ont cependant réussi dans le roman interminable, souvenez-vous des *Ahnen* de G. Freytag ou de la *Famille Buchholz* de J. Stinde — ni les Anglais, ni les Russes n'ont ce monopole du roman touffu et copieux. Il est possible que *Jean-Christophe* sorte par instant de la technique habituelle des romanciers français contemporains qui cherchent à faire court, mais outre que l'on pourrait parler à ce propos de Paul Adam, de Rosny aîné ou de Marcel Barrière, qui „font“ aussi long que Romain Rolland, je ne vois rien dans les *Amies*, dans le *Matin*, dans la *Révolte*, ou dans *Antoinette* qui ne soit profondément, essentiellement français . . .

On a beaucoup parlé dans notre pays de l'honnêteté, de la clarté morale, de la loyauté de l'œuvre de Romain Rolland. On a beaucoup admiré et avec raison sa probité intellectuelle, non point cette probité

facile et qui consiste à donner à chacun son dû, mais cette probité rare et difficile qui consiste à oser voir le fond des choses et à le montrer. S'est-on douté que tout cela est l'essentiel même de l'âme française? Et que ce par quoi nous aimions l'œuvre de Romain Rolland étaient ce qui est inviolablement français? Cette œuvre sans fausse pudeur, sans hypocrisie, cette œuvre qui ne sait pas mentir n'a ni origines germaniques, ni origines anglaises ni origines russes (je ne nie pas que de telles influences n'aient pu se manifester, mais elles se sont fondues dans le fonds français, le plus assimilateur qui soit au monde, de l'auteur), elle a des origines françaises, gauloises même; elle est de la lignée des romans du Moyen-âge, des romans de Marivaux, de ceux de l'abbé Prévost — mais oui — des *Misérables*, des romans de Daudet. Elle est fille du génie français, elle incarne, au-delà des modes passagères, au-delà des techniques d'un jour, le génie littéraire de la France.

On a cru de bonne foi, que cette œuvre était une exception. Elle est au contraire dans la généralité, et ce sont ces autres, les œuvres de

*chiqué*, les mauvais romans, les mauvais drames, tous ces clinquants, toutes ces fausses profondeurs, tous ces faux génies, d'où qu'ils viennent, tous les *bluffs* et tous les mensonges qui ne sont point de France. Admirons et aimons en *Jean-Christophe* l'œuvre française.

\*

Je sens que j'ai imparfaitement rendu compte de la brochure de M. Hochstaetter qui mériterait d'être analysée longuement. Elle mérite surtout d'être lue. C'est ce que je vous engage à faire. Elle vous dédommagera de l'article qui n'est qu'une glose et non, hélas, une critique.

GEORGES GOLAY

\*

Au risque de me brouiller avec mes amis Hochstaetter et Golay je persiste à croire à une forte influence germanique dans *Jean-Christophe*; je sais de bons esprits en France qui pensent de même; or les Français sont plus aptes à *sentir* cela que nous autres Romands. Et, l'influence germanique admise, où donc serait le mal?! Ne simplifions pas trop, même dans l'admiration.

BOVET



## BILDENDE KUNST



ZÜRCHER KUNSTHAUS. Man ist der Leitung des Zürcher Kunsthauses Dank schuldig, dass sie uns einmal den Camille Pissarro aus jener Zeit vorstellt, da er noch nicht die grauen Boulevardbilder malte, die man gewöhnlich von ihm zu sehen bekommt, sondern den Pissarro aus den siebziger und achtziger Jahren, dessen erste Landschaften noch ganz die kinderliebe Art der Barbizonschule zeigen und der dann einige Jahre mit Cézanne ein ebenso merkwürdiges Paar in Pontoise bildete, wie später van Gogh und Gauguin in Arles:

beide lernten viel von einander und lernten sich doch nichts ab, so dass Pissarro immer der Analytiker, Cézanne der Synthetiker blieb. Es ist kein Zweifel, dass, abgesehen vom Pissarro der Boulevardbilder, der von Pontoise mit den duftigen, hochstämmigen Wäldern, durch die man rote und schiefergraue Dächer leuchten sieht, uns heute viel mehr anspricht als der Barbizonschüler und der Mann der neunziger Jahre, der von Renoir und den Divisionisten beeinflusst war. Wenn aber die Bewunderung für ihn etwas kalt bleibt, so liegt es einmal